

Jakob Frey

Autor(en): **Günther, Werner**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Aarauer Neujaarsblätter**

Band (Jahr): **34 (1960)**

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-558851>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

JAKOB FREY

Jakob Frey, 1824–1875. Geboren in Gontenschwil als Sohn eines Kleinbauern. Studien an der Kantonsschule Aarau, wo er besonders vom Germanisten Rochholz beeindruckt wurde, dann an den Universitäten Tübingen, wo u. a. der Ästhetiker Fr. Th. Vischer sein Lehrer war, und Zürich, wo er in Geschichte zum Dr. phil. promovierte. Es folgten, nachdem Pläne zu einer Professur an der Eidgenössischen Technischen Hochschule sich zerschlugen, schlechtbezahlte Redaktorenstellen am «Schweizerboten» in Aarau (1851–1856), an der «Berner Zeitung» in Bern (1856–1861), an der «Schweizerischen Illustrierten Zeitung» und am «Schweizerischen Volks-Novellisten» in Basel (1861–1865), an der «Schweiz» in Bern (1865–1868), schließlich am Berner «Bund». Aus bitterer materieller Not kam er nie heraus. Erfolglos bewarb er sich um das Amt eines aargauischen Kantonsbibliothekars, erfolglos um das eines eidgenössischen Unterarchivars, erfolglos um das eines Deutschlehrers an der Aarauer Kantonsschule. Kurze politische Tätigkeit in der Frühzeit als Großrat seiner Heimatgemeinde. Vermählt war er mit Rosina Hunziker (porträtiert im Röschen des «Statthalters»), einer künstlerisch begabten, allzu feinnervigen Frau, die die letzten zehn Jahre ihres Lebens in zeitweiliger Umnachtung verbrachte. Adolf, geboren 1855, später Professor an der Universität Zürich, war der älteste Sohn; der zweite, Emil, starb 1895 als Direktor der Schweizerischen Lebensversicherungs- und Rentenanstalt; ein Töchterchen, Lili, Freys Lieblingskind, wurde den Eltern mit neun Jahren entrissen. Oftmals kränkelnd, starb der Dichter mit 51 Jahren an einer Pulsadergeschwulst.

Von Jakob Freys dichterischem Schaffen bringen in gelegentlichen Neuauflagen nur noch die volkstümlichen schweizerischen «Guten Schriften» bis in unsere Tage hinein etwelche Kunde: neben der «Waise von Holligen» fristet diese oder jene Erzählung, wie «Der Alpenwald», in diesen billigen, doch verdienstlichen Ausgaben ein eher kärgliches Dasein. Vor 25 Jahren erschienen, von Carl Günther herausgegeben, «Ausgewählte Erzählungen» in vier Bänden¹; die Auswahl geschah aber nur auf Grund der fünfbandigen «Gesammelten Erzählungen», die Jakob Freys Sohn Adolf, der Zürcher Literarhistoriker und Dichter, einige Jahre vor der Jahrhundertwende besorgt und mit einem Lebensbild sowie mit einem bibliographischen Verzeich-

¹ Sauerländer, Aarau 1934–1936

nis versehen hatte², und die Zahl der gebotenen Novellen war ungefähr um die Hälfte vermindert: ganz vortreffliche Stücke, wie «Im Lande der Freiheit», «Das erfüllte Versprechen», «Zweierlei Urkunden», fehlten darin. Dieses gradweise Versickern – man darf es kaum anders nennen – mutet fast symbolisch an. Das widrige Schicksal, das Jakob Freys Leben verhetzte und vergräunte (Worte Adolf Freys), scheint auch seinen Schriften anzuhafte. Von ihm selber gilt, ins Präsentische abgewandelt, das Wort, das er einst dem Kanzlisten und Dichter Joseph Siebenrock (1821–1864) widmete: er ist ‚ein Bürger unserer unsichtbaren Gemeinde‘³. Die Literaturgeschichte sogar hat sich seiner wenig angenommen, und wo sie ihn erwähnte, hat sie mehr seine Mängel als seine Vorzüge betont, ihn, wie Emil Ermatinger, in die Klasse jener *di minorum gentium* eingereiht, die, mit ihren Erzeugnissen auf allgemein deutschem Boden kein Ansehen gewinnen könnend, sich wie vergräunte Kinder hinter die Schürze der Mutter Helvetia flüchten und aus ihren Taschen das bunte Vielerlei von Berglandschaft, Volksgebräuchen, Mundart hervorkramen, mit dem sie, in Ermangelung eigener geistiger Werte, die Leser anzulocken suchen⁴.

Nun ist freilich richtig, daß man ihn nur in «wohlbemessenem Abstände» (Ermatinger) von Gotthelf und Keller nennen darf – aber in deren Richtung, näher der Kellerschen als der Gotthelfschen, befindet er sich eben doch! Fehlt ihm ihre Kraft und innere Weite, so übertrifft er nicht selten beide an einer gewissen Ausdruckszartheit, an einer gewissen feinen Organisiertheit des

² Aarau, 1897. Das «Lebensbild» (Bd. 5) erschien auch gesondert. – Wo kein anderer Erscheinungsort angegeben ist, wird im folgenden auf diese Ausgabe verwiesen. Sie bietet leider nicht durchwegs Freys Bestes. Adolf Frey sieht in seinem Vater vorzüglich den Schilderer einfachen Volkslebens und opfert, solchen Bildern zuliebe, kunstvollere Gestaltungen.

³ Ein Gedenkblatt. Alpenrosen 1866, S. 201f.

⁴ Dichtung und Geistesleben der deutschen Schweiz. München 1933. S. 644f. – Eine gerechtere, bei aller Sohnespietät objektive Einschätzung findet sich in Adolf Freys monographisch konzipierter Schrift «Schweizer Dichter», Leipzig 1914. S. 138–142.

Sagens. Dabei ist er nicht eigentlich, oder nur in zweitrangiger Hinsicht, ein Opfer der von ihm selber, aber auch von Gottfried Keller bitter beklagten schweizerischen Literaturmisere seiner Zeit (der vierziger bis siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts). Wohl hat er den Fluch schlechtbezahlter Lohnschreiberei und journalistisch-schriftstellerischer Knechtschaft bis zur Neige ausgekostet, ist doch ein guter Teil seiner Erzählungen täglicher Fron, ja der Krankheit abgerungen. Dennoch hätten auch anspornendere öffentliche Verhältnisse, eine aufnahmebereitere, verständnisvollere Verleger- und Leserschaft, eine wohlwollendere Kritik an der Substanz seines Werkes kaum viel geändert. In Anbetracht der Kürze der Zeit, die ihm für sein eigenes Schaffen vergönnt war – er starb zudem ja mit 51 Jahren –, verfügte er über eine erstaunliche Raschheit und Sicherheit schriftstellerischen Hervorbringens. Bei ruhigerem Ver- und Ausarbeiten wäre jedenfalls etliches in seinen gegen hundert Erzählungen⁵ besser überlegt, gestrafft, verlebendigt, wohl auch vertieft worden. Im wesentlichen jedoch, und hierin wurde er vom Schicksal nicht benachteiligt, schuf er, was zu schaffen und wie zu schaffen ihm beschieden war: ‚verstrudelt‘ hat er trotz allem eigentlich wenig.

Dieses ihm Aufgetragene bewegt sich, das sei zugegeben, in begrenztem Bereiche. Es gebrach ihm an ideeller, das zu Gestaltende weltanschaulich ausweitender Kraft; es gebrach ihm an der Vielfalt schöpferischer Phantasie, an der sinnlichen Fülle auch, die diese Vielfalt dichterisch erhoben und geordnet hätte. Das Volksleben – ihm widmete er, der aargauische Kleinbauernsohn, sein Hauptaugenmerk – sah er in vereinfachender Perspektive, entnahm ihm mehr eine allgemeine Atmosphäre als kräftige menschliche Umrisse (was auch diese Atmosphäre beeinträchtigte, denn eine solche wird von den Gestalten getragen, die in ihr leben), wußte seinen Charakteren selten ein volleres, gesicht-

⁵ Adolf Frey (Schweizer Dichter, 141) spricht von dem «annähernd halben Hundert» Erzählungen seines Vaters. Auch wenn man die offensichtlich zu Kupfer- und Stahlstichen hinzuerfundenen Erzählungen abrechnet, bleibt immer noch weit über ein halbes Hundert originaler Schöpfungen.

hafteres, konfliktinnerlicheres Eigenleben zu schenken. ‚Uli‘- oder ‚Geld-und-Geist‘-Probleme darf man bei ihm nicht suchen. Er ließ seine Gestalten gewissermaßen nur am gewählten Motiv hinleben, entwickelte dieses nicht eigentlich aus ihnen heraus. Das war es: Frey sah mehr Motive als Gesichter, mehr Themen als Charaktere, mehr Handlungen als Schicksale. Man darf sogar nicht ganz mit Unrecht bei ihm von «Handlungsschablonen» (Ermatinger) reden. Wenn er zu Beginn seiner Schriftstellerlaufbahn glaubte, die Dorfgeschichte müsse mit heimatlich politischem und historischem Stoff durchsetzt werden, um ihr nationales Unterscheidungszeichen zu finden (s. Lebensbild, 27), so gestand er indirekt selber gewisse Schwächen seiner gestalterischen Phantasie ein, die Stützen nötig hatte; denn eine schweizerische Dorfgeschichte ohne Geschichte ist noch kein «Uding», wie er behauptet – Gotthelf war schon zur Zeit dieses Ausspruchs (1846) der lebendige Gegenbeweis, und Frey selber wird sich übrigens später keineswegs ausschließlich an seine Formel halten. Daß ihm freilich die Geschichte seiner engeren aargauischen Heimat gerade zur Zeit der Freischarenzüge ein volkstümlich bewegtes Antlitz bot und zu literarischer Bearbeitung geradezu einzuladen schien, ist unbestreitbar und dem jungen Dichter zugute zu halten, und auch die Erinnerung an die Franzosenzeit des bernischen ‚Übergangs‘ und an die Helvetik war noch lebendig im Volksgedächtnis.

Die nicht zu leugnenden Mängel sind zweifellos schwerwiegender Natur und weisen Jakob Frey in der literarischen Hierarchie einen bescheideneren Rang zu als den, den er selber als Jüngling für sich erträumt hatte: «Ich möchte meinem Vaterlande geben, was es nie hatte – einen Nationaldichter» (24. Januar 1843, s. Lebensbild, 12). Von den wirklichen ‚Nationaldichtern‘ stand der eine, Gotthelf, eben in seiner genialsten Periode, und der andere, Gottfried Keller, war im Begriffe, von der Malerei zu seiner wahren Bestimmung, der Dichtung, hinüberzuwechseln. Mit den eher beschränkten Mitteln aber, die ihm zu Gebote standen, hat Frey wahrhaft Beachtliches geleistet, und in der

schweizerischen Literatur des 19. Jahrhunderts darf sein Name ehrenvoll und mit Fug in die vordere Front gerückt werden. An ihm ist von der Kritik sogar etliches wieder gutzumachen.

Man braucht sich bei ihm nicht weit einzulesen, um zu bemerken, daß man es mit einem Erzähler von Geblüt zu tun hat. Welche Natürlichkeit, Klarheit, Durchsichtigkeit, Anmut in diesem Vortrage! Und wieviel Wärme, menschliche Sympathie, seelisches Verständnis! Wie muten neben den seinen die Erzeugnisse der Alfred Hartmann, J. J. Romang, August Bitter, Namen, denen man in den Zeitschriften der Zeit mit dem seinen immer wieder begegnet und die Ermatinger, mit Frey an ihrer Spitze, zu den «niedereren Göttern» rechnet, forciert und so oft unwahr an! (Unterschiede sind freilich auch bei ihnen festzustellen: unsere Reihenfolge deutet eine absteigende Linie an.) Er findet meist so leicht, so selbstverständlich das Wort, das an Wesentliches rührt – an Wesentliches *rührt*, auch wo es dieses nicht bewältigt. Wohl geht es in seiner dörflichen Welt in der Regel etwas eintönig zu (heißen die Gestalten auch deswegen immer wieder Christen, Roseli, Änneli?), die Leute bewegen sich, trotz den oft heftigen Wellenschlägen im äußeren Geschehen, nicht in Atemüberreicher Luft; es fehlt ihnen an innerer Raumweite, an vitaler Plastizität. Aber Leben ist doch da, schlichtes, herzwarmes Leben, mehr unterströmig oft, leise, aber stetig quellend. Dabei gehört Freys Zuneigung sichtlich den sozial Geringen, Verkürzten, Verschupften; sie entlocken ihm immer wieder die unmittelbarsten dichterischen Akzente.

Drei Züge an dieser dichterischen Aussage möchten wir hervorheben. Ihr auffallendstes, den Leser sofort einnehmendes Merkmal ist das schöne, maßvolle, weise Geordnete seines Erzähltones. Kaum steht in seinen Geschichten und Novellen – den originalen, ihm wahrhaft zugehörigen natürlich – ein überflüssiges oder irgendwie aufgeblähtes, falsches Wort. Die Schicklichkeit ist seine angeborene Erzählertugend. Die Sätze bauen sich organisch, wie kristallhaft von innen her, sagen, was sie sagen wollen, einfach, treffend, zart, von einer geheimnisvollen Formkraft ge-

leitet. Auf Schritt und Tritt ist man bei näherem Zusehen überrascht von vollendeten oder nahezu vollendeten Bildungen, doch sind sie derart eingebettet in den sanften Fluß der Erzählung, daß man sie zunächst kaum bemerkt. Ein stilles Wohlsein nur bemächtigt sich des fühlenden Lesers, und er gibt sich wollüstig fast diesem maßvoll Strömenden hin.

Dem fast zauberisch Gleitenden dieser Sprache aber⁶, das bemerkt man ebenfalls bald einmal und steht damit auf der Kehrseite der Tugend, entspricht nicht überall ein ebenso machtvoller dichterischer Gehalt. Jakob Freys Mühlen mahlen ein feines, doch ein nicht immer schweres Korn. Das Sprachliche hat bei ihm eine leise Tendenz zur Verselbständigung seiner Elemente, wird gern eine Wesenheit für sich, bewegt sich, irgendwie abgetrennt, in einem idealen Raume. Es kommt dann notwendigerweise zu einer Art Angleichung der epischen Atmosphäre – Handlung und Charaktere – an dieses gleichmäßig erhobene sprachliche Fluidum. Das hat wiederum eine Ausebnung der epischen Substanz zur Folge: Flucht einerseits in das allgemeine, erhöhende Motiv, Vermeidung andererseits des Charakteristischen.

Eine Aussetzung Jakob Freys an Gottfried Kellers «Leuten von Seldwyla», deren überragenden Wert er übrigens voll erkannte⁷, ist hiefür bezeichnend. «Man verlangt heute (sagt er in seiner Besprechung des Kellerschen Werkes) in der epischen Darstellungsweise Wahrscheinlichkeit, d. h. eine hinlänglich vorbereitete Motivierung auch der kleinern Vorgänge, und zwar nicht mit Unrecht; denn nicht immer ist die sogenannte Wahrscheinlichkeit der bloße Abklatsch banaler Alltäglichkeit, sondern oft genug auch der Widerschein der innern Wahrheit. Und hierin scheint Keller sich's manchmal etwas leicht zu machen.» Keller

⁶ Dieses offenbart sich auch in den paar Gedichten, die man von Frey besitzt. Entbehren sie auch einer tieferen lyrischen Note, so sind sie doch gefällig, anmutig wie seine Prosa.

⁷ Kellers Gestalten gehen, sagt er u. a., «in so unverlöschlicher Klarheit und unmittelbarer Lebenswahrheit» vor uns auf, wie nur immer die Gestalten eines Shakespeare vor uns stehen. Vgl. Lebensbild, 123–124.

sollte sich, meint er weiterhin, einen «Inhalt von dauernder Bedeutung» formen. Für sich selber glaubte er das eigene darsstellerische Rezept zu befolgen: innere Wahrheit, damit höhere psychologische Wahrscheinlichkeit, die nicht der «Abklatsch banaler Alltäglichkeit» ist, darum auch ‚dauernde‘ Inhalte. Keller antwortete brieflich am 20. März 1875 in ebenfalls höchst bezeichnender Weise: «Die Ermahnung am Schlusse, wichtigere und größere Gegenstände zu besingen, will ich zu befolgen suchen, *obgleich mir allmählich alles gleich groß vorkommt*⁸.» Der Gegensatz springt in die Augen. Jakob Frey ist unbewußt im Vorurteil seiner Zeit befangen – weil dieses seinem eigenen Temperament entgegenkam – die in der Kunst das ‚Schöne‘, das Glatte bevorzugte und das Eigenartige, Charakteristische, Individualisierende mehr oder weniger verpönte – weshalb ja auch Gottfried Keller so Mühe hatte, emporzukommen (Gottfrelis Modeerfolg zu Ende der vierziger und anfangs der fünfziger Jahre war nicht seinem stark Charakterisierenden, sondern seinem Stofflichen, zum Teil auch Weltanschaulichen zuzuschreiben). Wo sich bei Frey, in der Schilderung einfacher ländlicher Zustände vornehmlich, das Charakteristische – ein gewisses Charakteristisches – ganz von selber einstellte, weil er es durch und durch kannte – doch auch hier hat er es schließlich, wohl von Kellers Beispiel belehrt, willentlich etwas betont – da gelangen ihm, bei genügender Motivdichte, die in sich vollendetsten Schöpfungen.

Eines fällt dabei immer wieder auf: Auch wo Frey liebevoll den Schicksalen der Leidenden, Unterdrückten nachgeht, werden die Sorgen und Nöte mehr von äußeren Umständen als durch Eigenverschuldung an sie herangetragen. In ihrer eigenen Brust sind bei seinen Gestalten eigentlich selten ihres Schicksals Sterne. Aberglaube, Starrsinn, Fanatismus, Unbedachtheit des Wortes, Herzensträgheit, Leidenschaft führen wohl in mehreren Erzählungen Wendungen zum Unguten herbei; häufiger aber

⁸ Von uns hervorgehoben.

und hemmender noch kommen die Schwierigkeiten von außen: unvollkommene Gesetze oder ihre ungeschickte, wohl auch interessierte Handhabung, Standesvorurteile, konfessioneller Hader, gegenteilige politische Überzeugungen, ungleich verteilter Besitz wirken sich, in Liebessachen besonders, oft als tragische Widerstände aus – zu einem Handlungsschema fast wird das Thema vom aristokratischen oder konfessionell hartstirnigen, mitunter auch vom besitzesstolzen Vater, der die Liebe seiner Tochter zu einem Nichtaristokraten, Andersgläubigen oder weniger Bemittelten grausam durchkreuzt. Und was will das eben anderes besagen, als daß Frey häufig die Handlung *vor* den Gestalten sieht, die Gestalten nachträglich einem gewissen Handlungsschema anpaßt. Daß diese Anpassung dort weniger gelingt, wo er sich von der ihm von Kind auf vertrauten ländlichen Umwelt entfernt, liegt auf der Hand.

Das von ihm für die Dorfgeschichte und die Heimatnovelle befürwortete historische Element konnte ihn in dieser Neigung nur bestärken, war daher zugleich Bereicherung und Gefahr. Einmal führte es ihn zwangsläufig aus der ihm zugeborenen ländlichen Räumlichkeit hinaus, ständische und städtische Probleme und Lebensweisen mit sich ziehend. Und dann verführte es den Erzähler, schenkte es auch einesteils den gewählten Konflikten einen bunteren und tragenderen Hintergrund und eine vertiefte Resonanz, andererseits nur zu leicht dazu, das mehr vertikale charakterliche dem mehr horizontalen historischen Moment hintanzusetzen. Denn die Geschichte bot ihm aus reichem Arsenal Motive, Vorkommnisse, Verwicklungen – gerade das genannte Handlungs,schema' war damals wahrhaft nicht aus der Luft gegriffen –, bot ihm aber viel weniger Einzelgestalten, und die Gewichte verschoben sich so leicht zugunsten des allgemeineren Geschehens.

Dabei ist freilich nicht zu übersehen, mit welcher Meisterschaft Jakob Frey sich der geschichtlichen Gegebenheiten bedient. Wir sind hier beim zweiten Grundzug seines Erzählens: seinem hochentwickelten Kunstverstande. Der zartgestimmten

Schicklichkeit seiner sprachlichen Form steht ein ungemeines Kunstgefühl zur Seite. Diesem gelingt es in einer nicht geringen Zahl von Erzählungen, das historische Element gewissermaßen in ein charakterliches umzusetzen, d. h. Wirkungen, die eigentlich den Charakteren zukämen, den geschichtlichen Begleitumständen zu entlocken. Frey verfügt wie wenige seinesgleichen über das Sensorium der epischen Spannung. Die Gestalten werden so wohl nicht individualisiert, aber doch erhoben, gleichsam überbelichtet, darum in ihren äußeren Dimensionen vergrößert. Viele seiner mit Zeitereignissen verquickten Novellen sind prächtig aufgebaut, hervorragend in der Verteilung der Akzente und Effekte, eindrucklich in der klaren und stetigen Themaentwicklung; und da er zudem ein feingartetes allgemein menschliches Seelenwissen und -verstehen besitzt, sind sie meist auch überzeugend in der psychologischen Motivierung. Der Kunstverstand war ihm ein trefflicher Ratgeber, mag ihm hie und da auch einiges allzu Ausgeklügeltes im sonst ausgeglichenen Spannungsgeflecht gewisser Erzählungen zur Last fallen (die bekannteste und zu Recht berühmte Erzählung gerade, die «Waise von Holligen», sündigt hier einigermaßen); – nur in der Länge der Geschichten waltete er ab und zu seines Amtes nicht genugsam, doch waren es hier meist von außen her, von der Notdurft geradezu aufgezwungene Bedürfnisse der Spalten- und Seitenfüllung, die den sonst wachen künstlerischen Willen an die zweite Stelle rücken ließen.

Wie fein aber sind in den besten Erzählungen – und das ist das dritte und schönste ‚Geheimnis‘ Jakob Freys – Kunstbewußtsein und hingeebene Natürlichkeit in eins verschlungen! Der einheitliche Ton, den Adolf Frey an seinem Vater rühmt, hat hier seine Wurzel; hier aber auch die so ansprechende, ja oft rührende Zartheit und Intimität der epischen Atmosphäre. Die Auswahl der erzählerischen Hauptmomente geschieht mit durchdringendem künstlerischem Empfinden; wie blumenhafte Natur aber öffnen sich diese und sind doch in der Knappheit der Wortgestaltung hinwieder so kunstgerecht. Das schöne Beieinander von

Kunst und Natur läßt den Dichter in der Verwendung von Motiven der Volksüberlieferung und von Volksbräuchen sparsam sein. Hinter die Schürze der Mutter Helvetia flüchtet sich Frey wahrhaft nicht, um aus ihren Taschen heimatkünstlerische (wie man später sagte), folkloristische Ingredienzien hervorzukramen. Die Mundart sogar, klingt sie auch in seinem Dialog häufig an, mehr im Satzbau aber als im Wort selber, wird gleichsam nur am Rande einbezogen. Und Naturschilderungen werden nie zum Selbstzweck. Frey liebt es, Erzählungen mit genau beschriebenen Ortsangaben einzuleiten, und Naturstimmungen, insbesondere solche herbstlicher Landschaft, denn das Wehmütige lag ihm temperamenthaft näher als das Frohmütige, doch auch die Kraft entfesselter Elemente, weiß er wirkungsvoll darzustellen; all das aber hat teil am Geschehen, ist eingebettet in den erzählerischen Rhythmus. Die mitunter eingestreuten moralischen Zwischenbemerkungen noch entquellen – sie sind häufig, etwas einseitig sogar, dem Schicksalsgeheimnis des Menschen, der Vergänglichkeit alles Irdischen zugewandt – ganz ungezwungen dem innern Fluß der Handlung selber (an Gotthelf rügt Frey einmal das «unpoetische Moralpredigen»)⁹. Der soziale Mahner, der er durch viele seiner Schöpfungen ist und als den man ihn früh schon angesehen, tritt in seinen Schriften denn auch nur indirekt in Erscheinung; ja sogar die eigene liberale Einstellung läßt er meist nur andeutend durchschimmern, um dem künstlerischen Gleichgewicht seiner Arbeiten nicht zu schaden.

*

Längere oder kürzere Beispiele von Jakob Freys ausgewogener, starker und milder Erzählkunst zugleich ließen sich fast in jeder Erzählung finden. Wir heben hier nur eines heraus.

In der «*Tochter vom Oberbühl*» (1865) wird berichtet, wie eine Tochter fast ihr Lebensglück verscherzt, weil ihr Vater, vom «Militärgeist» ergriffen, ein Offizier geworden, als solcher unfrei-

⁹ S. den Bildtext «Der Volksdichter Kuhn». Illustrierter Volks-Novellist, 1869, 192f.

willig einen Totschlag begangen, dann Handgeld in die Fremdenlegion genommen hat und in Algerien umgekommen ist – dabei hatte die Mutter als junges Mädchen diesen ihren Gatten einem braven Nachbarn, dem Niederbühler, einem Nicht-Soldaten, vorgezogen, mit dem sie schon verlobt gewesen. Die Tochter, Roseli, hat nach dem Verschwinden und dem Tod des Vaters die Zügel des nicht kleinen bäuerlichen Betriebes selber energisch an die Hand genommen, zumal die Mutter kränkelt, hat aber bei sich ein Gelübde getan, keinen zu heiraten, der sich in Militärsachen zu stark einläßt, und so schürzt sich plötzlich der Knoten, als Roseli bemerkt, daß der von Kind an geliebte Niederbühlersohn Gottlieb Freude am Schießen und am Militär zu zeigen beginnt – daß dieser in geheimer Liebe seinerseits an ihrer arbeitskräftigen Selbständigkeit fast eifersüchtig Anstoß nimmt, ahnt sie noch nicht. In der Dämmerkühle eines Herbstmorgens holt Roseli mit ihrem Fuhrwerk den sonntäglich gekleideten Gottlieb auf der Talstraße ein:

«Was, Du bist's, Gottlieb; wo willst Du denn hin schon so früh?» Es war die junge Oberbühlerin, die vorn auf einem mit Fruchtsäcken beladenen Wagen saß und von da herab die zwei vorgespannten Rosse lenkte.

«Ich muß in die Stadt», erwiderte Gottlieb; «aber Du, wohin willst Du mit dem Fuhrwerk?»

«Ich habe gestern dem Lenzmüller Frucht verkauft und will sie ihm nun bringen», antwortete Roseli, die Pferde zum Stehen bringend; «willst Du mitfahren?»

«Hätte das nicht auch Dein Knecht besorgen können?»

Es lag etwas Scharfes, Unzufriedenes im Tone dieser Frage, so daß Roseli den Frager einen Augenblick schweigend anschaute, dann aber ruhig entgegnete: «Die Knechte haben heut' notwendig mit Holzfällen zu tun, und zudem, ich bin bei solchen Sachen gerne selber dabei.»

Der junge Niederbühler stieg nun langsam auf den Wagen, nahm jedoch, als er droben war, Zügel und Peitsche rasch selbst

zur Hand und ließ die Pferde im Halbtrabe anziehen. Die Lenzmühle, zu welcher Roseli fahren wollte, lag kaum eine kleine Stunde hieher der Stadt; aber gleichwohl wurde auf dem ganzen langen Weg wenig gesprochen zwischen den jungen Leuten. Gottlieb schien angelegentlich mit den wohlgenährten Pferden beschäftigt zu sein, indem er sie verschiedenen Gangproben unterwarf und namentlich an den vereinzelt liegenden Häusern in scharfem Trabe vorüber fuhr; Roseli aber blickte schweigend nach den Schneebergen, die hinter dem dunkeln Waldsaume gleich mächtigen Lichtwolken in den klaren Himmel empor tauchten, und als der Tag völlig angebrochen war, machte es hie und da eine Bemerkung über den Stand der Wiesen und Felder, an denen sie vorüberfuhren. Dazwischen lehnte es sich wieder an die Fruchtsäcke zurück, welche den Fahrenden zur bequemen Rückenlehne dienten, und wenn es dann Gottlieb so unbeachtet von der Seite betrachten konnte, schien sich das schöne, ernste Mädchengesicht in einem geheimen, kaum merklichen Lächeln zu verklären. Endlich bei der Lenzmühle angekommen, fragte Roseli seinen Begleiter, ob er lange zu tun habe in der Stadt. «Ja», erwiderte er, «es könnte wohl bis gegen Abend gehen.» «Wenn Du willst, so warte ich, bis Du zurückkommst», sagte Roseli; «ich sollte doch auch einmal die Base drüben am Berge besuchen, und dann kannst Du wieder mit heimfahren.» «Ich werde so schnell wie möglich machen», entgegnete Gottlieb und ging.

Aber es wurde doch Abend, bis er wieder zur Mühle zurückkam, und die Heimkehrenden hatten noch nicht die Hälfte des Weges zurückgelegt, als die Sterne schon klar am Himmel standen und die werdende Nacht mit einem milden Dämmerseine umsäumten. Gottlieb war jetzt gesprächiger als am Morgen, und auch Roseli plauderte mancherlei von seinem Besuche bei der alten wunderlichen Base, bis er erzählte, daß er in der Stadt einen neuen Stutzer bestellt habe. «Einen Stutzer?» fragte das Mädchen hastig, «und was willst Du denn damit?» «Ei», erwiderte er, «nächstes Frühjahr muß ich ja zum Militär, und da will ich



J. J. Frey.

(Gezeichnet nach der einzigen den Dichter auf dem Todtenbette darstellenden Photographie.)

Jakob Frey wurde am 13. Mai 1824 im «Kleinhänsel»-Haus zu Gontenschwil geboren (abgebildet im Nationalkalender 1924, S. 89) und starb am 30. Dezember 1875 in Bern.



Jakob Freys Wohnsitz 1854–1856 im Rombach bei Aarau. Hier wurde dem Dichter am 18. Februar 1855 sein ältestes Kind Gustav Adolf, der spätere Germanistikprofessor, geboren, woran die 1922 von der Literarischen und Lesegesellschaft angebrachte Tafel erinnert. Ab 1868 wohnte Jakob Frey für sechs Jahre abermals in Aaraus Nähe, auf dem Landenhof bei Unterentfelden.

unter die Scharfschützen gehen.» «Nächstes Frühjahr schon?» wiederholte Roseli langsam; «aber Du weißt ja noch gar nicht, ob Du nur angenommen wirst.»

«Ah, ah», lachte Gottlieb, «das wär mir eine schöne Geschichte, nicht angenommen werden», und berichtete nun eifrig, wie er daheim eine Scheibe aufstellen wolle, um sich den Winter hindurch noch tüchtig im Schießen zu üben. Jedes seiner Worte legte Zeugnis ab von dem freudigen Eifer, mit welchem er dem fröhlichen Militärdienst entgegensah, bis er plötzlich innehielt und erschrocken fragte: «Was hast Du, fehlt Dir etwas, Roseli?» Er hatte geglaubt, ein mühsam unterdrücktes Schluchzen zu hören. «Nein, mir nicht», erwiderte das Mädchen, indem es sich schüttelte, als müsse es sich ermuntern; «es ist mir nur eingefallen, wie ich einmal mit der Mutter in der Nacht an diesen hohen Hecken vorüber heimgefahren bin. Ich hatte so große Angst damals.»

Von da an blieb Roseli schweigsam, bis sie an ihrem Dorfe vorbei gegen die Bühlwege hinfuhren. «Jetzt, Gottlieb», fragte es hier, «jetzt mußt Du mir noch sagen, warum Du heute morgen so unfreundlich warst, als ich Dir mit dem Wagen nachkam. Gelt, Du sagst mir's?» Er schaute der Fragerin halb lachend, halb betroffen ins Gesicht, das sie ihm erwartungsvoll zugewendet hatte, und erwiderte dann nach einigem Zögern: «Ja, ich will Dir's sagen, obwohl Du's sonst schon wissen könntest; einmal habe ich immer Angst, es könnte Dir doch noch etwas Übles begegnen bei Deinem Fuhrwerken, und dann –»

«Und dann?»

«Und dann kommt's mir auch vor, solche Mannesarbeit schicke sich nicht für ein Mädchen, wenigstens für Dich nicht, Roseli. Aber jetzt, gute Nacht, ich will da hinauf.»

Er hatte die Pferde zum Stehen gebracht und stand mit den Füßen schon draußen auf dem Wagenrande, als er sich unversehens von Roselis Armen fest umschlungen fühlte. Der Atem des Mädchens wehte ihm wie ein warmer, duftiger Sommerhauch ins Gesicht, und an seinem Munde hing ein heißes, durstig süßes Lippenpaar. Doch das dauerte nur einen Augenblick, und als er

dann, von einem sanften Rucke auf den Boden geschoben, von seiner Überraschung sich zu erholen begann, rollte der Wagen durch den dämmernden Sternenschein schon schattenhaft gegen den Oberbühler Weg hinan.

Wenn eine Blüte plötzlich ihre harte Knospenhülle sprengt und in voller Farbenpracht aufbricht, sagt man, die Sonne habe sie hervorgeküßt. Auch von dem jungen Niederbühler hätte man sagen können, daß der Kuß, den er so unerwartet von Roseli empfangen, eine äußere Hülle gesprengt und ein bisher verschlossenes Leben zur offenen Blüte gebracht habe. Was seit den Kindheitstagen in ihm gelegen und mit ihm groß geworden, aber gleichsam noch bedeckt in der Tiefe seines Herzens geruht, das alles brach jetzt mit einem Male gewaltsam ans Licht hervor und betäubte ihn beinahe mit dem frischen Blütendufte, mit der brennenden Farbenpracht. Gottlieb wußte kaum, wie er nach Hause kam, und um seiner Aufregung sich ungestört hingeben zu können, ging er alsbald nach seiner Kammer, unter dem Vorgeben, daß er müde sei. Aber Ruhe und Schlaf hatten nichts gemein mit dem süßen Sturme, der sein Inneres aufregte. Schwer atmend legte er die heiße Stirn an die feuchten Fensterscheiben und schaute hinüber nach dem Oberbühl, wo sich noch ein kleines Licht hin- und herbewegte. Gottlieb wußte, daß es bloß die Knechte waren, welche die spät heimgekommenen Pferde besorgten; aber gleichwohl öffnete er das Fenster, um scharf in die stille Nacht hinauszuhorchen. Er hätte vieles drum gegeben, wenn nur noch der Laut einer einzigen Menschenstimme zu ihm herübergedrungen wäre; doch bald verschwand drüben das Licht, und auch im eigenen Hause wurde es allmählich dunkel und schlafensstill.» (III, 331–335).

Und als es dem jungen Niederbühler in der Kammer zu eng und zu drückend wird, da verläßt er sie, von unwiderstehlicher Sehnsucht fortgezogen, geht hinüber auf den Oberbühl und setzt sich dort unter das Fenster Roselis, ohne seine Anwesenheit durch einen Laut kundzugeben, mit der törichten Hoffnung spielend,

daß ein Zufall dem schlafenden Mädchen seine Nähe verraten möchte, und doch wieder vor dem leisesten Nachtgeräusche zusammenschreckend. Und als die Sterne zu erbleichen beginnen, sucht er seine Kammer wieder auf und wirft sich in den Kleidern aufs Bett, so daß ihn am Morgen, als er herunterkommt, der Vater etwas verwundert fragt, ob er heute wiederum einen Ausgang vorhabe . . .

Wer sich die Mühe nimmt, diesen Text – wir wiederholen: es ist nur einer von vielen – näher anzusehen und nach seinem dichterischen Gehalte hin zu durchspüren, der erkennt zunächst, mit welcher außerordentlichen psychologischen Richtigkeit und Feinheit die Geschehnisse, in Gebärde und Wort, sich abwickeln. Die Frage, ob nicht auch die Knechte das besorgen könnten, ist die erste, noch fast instinktive Reaktion Gottliebs; deutlicher schon ist, wie er langsam nur auf den Wagen steigt und daraufhin Zügel und Geißel rasch selbst zur Hand nimmt. Und die Reaktionen steigern, kreuzen sich: wie er den bäuerlichen Fuhrmann spielt, um seine Männlichkeits- und Meisterrolle zu bekräftigen, die Pferde verschiedenen Gangproben unterwirft, an den vereinzelt liegenden Häusern aber in scharfem Trabe – stolz und abweisend zugleich – vorüberfährt, während die Züge des Mädchens bei dem verstohlenen Blick auf den schönen, starken und sichern Lenker sich zu einem kaum merklichen Lächeln der Genugtuung und keimender Liebe verklären – den geheimen Grund seines Tuns aber ahnt sie noch kaum. Auf der Heimfahrt am Abend macht ihn der Gedanke an den bestellten Stutzer, wohl auch der nun leere Wagen gesprächiger, und er redet sich beim Gedanken an seinen künftigen Scharfschützenrang in einen kleinen Eifer hinein, den plötzlichen sichtlichen Schrecken des Mädchens nicht begreifend, darum auch ihrer Erklärung, deren versteckten, tieferen Sinn er nicht kennen kann, ohne weiteres Glauben schenkend. Vor dem Abschiede will jedoch eine Erklärung auch sie, und in seiner Antwort spürt sie nun deutlich die Eifersucht und die Liebe; daher auch, unwiderstehlich für sie,

der Drang zum raschen, schweigsamen, aber heftigen Bekenntnis durch den Kuß (wie schön dabei das «Der Atem des Mädchens wehte ihm wie ein warmer, duftiger Sommerhauch ins Gesicht»!) und daraufhin die aufgewühlte Bestürzttheit des Jünglings die ganze Nacht hindurch: das Bild von der Blüte, welche die Sonne, die zarten Knospenhüllen sprengend, hervorgeküßt, das neu aufgebrochene Leben in ihm andeutend, fügt sich am richtigen Orte, eine beredte Stille schaffend, prächtig ein; und der die Stunden der Nacht vor dem Fenster der Geliebten in Hoffnung und in Schauer verbringende Jüngling: welche Erweiterung des Blütenbildes ins Trunken-Hingenommene hinein!

Was weiter auffällt, ist die überlegene Verteilung von Bericht und szenischer Auflösung. Die gewechselten wörtlichen Reden, knapp bei der Begegnung am Morgen und bei der Trennung in der Lenzmühle, werden reichlicher, wenigstens von seiten Gottliebs, als der werdende Konflikt selber ins Blickfeld rückt, dann aber wieder sparsam abgewogen, als das Gegenmotiv – Gottliebs Verstimmung am Morgen – zur Sprache kommt; und wie sinnvoll wird des Vaters verwunderte Frage vom folgenden Morgen berichtet: bevor man vernimmt, was in der Nacht geschehen – auch Gottlieb wird ja nun erst gewahr, daß er noch die gestrigen Kleider anhat!

Und ein Drittes drängt sich dem betrachtenden Geiste auf: das alles ist von einer inneren und äußeren Geradlinigkeit, von einer seelischen und materiellen Natürlichkeit und Richtigkeit, die leicht übersehen läßt, mit welcher dichterischer Bedeutsamkeit die einzelnen Züge und Momente erfaßt und herausgehoben sind – Natur und Kunst verschlingen sich unmerklich, um so unlösbarer auch, und das Ergebnis heißt ganz einfach: Poesie. Die paar Seiten wären eines Gotthelf oder Keller nicht unwürdig.

Die Erzählung als solche aber hält sich nicht auf dieser Höhe, womit wir wieder an Freys Grundmangel rühren. Roseli heiratet, um ihrem Gelübde treu zu bleiben, den Kleinhänsel, einen zwerghaften Vetter, der sie mit seinem radikalen Politisieren und schließlich mit seiner Trunksucht ins Unglück bringt, während

Gottlieb in seiner Enttäuschung sich ebenfalls für die Fremdenlegion anwerben läßt, freilich noch früh genug zurückkommt, um die in der Freischarenzeit Witwe gewordene Oberbühlbäuerin doch noch heimzuführen. Wahrlich, eine «seltsame – nur zu seltsame, möchte man hinzufügen – Mischung von entsagendem Starkmute und angeborener Schwachheit des Frauenherzens», wie es heißt; der «Irrtum» ist jedoch nicht nur ein menschlicher, sondern auch ein künstlerischer, und daß plötzlich krude Elemente der Zeitgeschichte herangezogen werden, tut der schönen Zeitlosigkeit gewisser Seiten einen weiteren unnötigen Eintrag. Hätte sich der Verfasser weniger an einen vorgefaßten oder in der Eile zurechtgestutzten Handlungsplan als an die Charakterprämissen gehalten, wie sie auf den besten Seiten der Erzählung so schön zutage treten, so hätte aus dieser ein kleines Meisterwerk werden können.

*

Es ist nicht leicht, in die reichhaltige und zwangsläufig ungleichwertige Produktion Jakob Freys etwelche Ordnung zu bringen. Sie nach Handlungsschemen abzustecken, wie Ermatinger es tut, vereinfacht auf unzulässige Weise – ganz abgesehen davon, daß das zweite, die Ehrung alter Gebräuche und naturgegebener Gesetze, überhaupt keine Schablone ist – und belastet von vorneherein dieses doch recht nuancierte erzählerische Werk allzusehr. Adolf Frey möchte bei seinem Vater drei Perioden des Schaffens unterscheiden: die erste, meint er, sei die der heimatlichen Dorfgeschichte, und sie reiche bis 1857; die zweite, in welcher der historische Stoff und Motive aus dem Hochgebirge vorwiegen, erstrecke sich von da bis 1865; die dritte endlich, die mit dem Tode Freys endet (1875), sei gekennzeichnet durch ein immer entschiedeneres Abrücken vom Düsteren und Melancholischen, eine sonnige Heiterkeit verbreite sich über seine Schöpfungen, in denen er nun zusehends seine Helden mehr den besseren Ständen entnehme statt dem Dorfe. Adolf Frey räumt aber ein, daß sich scharfe Grenzen in Rücksicht auf die Stoffgebiete nicht ziehen

lassen (Lebensbild, 113). Daß jedoch auch eine chronologische Einteilung auf allerhand Schwierigkeiten stößt, beweist schon ein Blick auf das nach den Erscheinungsjahren geordnete bibliographische Verzeichnis: zwei so verschiedene Erzählungen etwa wie «Der Alpenwald» und «Die Waise von Holligen» sind fast gleichzeitig entstanden (1858/59), und zwei so ähnliche, nur im Ausgang entgegengesetzte, wie «Das verlassene Haus» und «Pax vobiscum», liegen um fast zwei Jahrzehnte auseinander; und die ‚besseren‘ Stände erscheinen schon in der zweiten Periode recht häufig, während anderseits geringe Leute aus dem Dorfe auch in den späteren Jahren wieder auftauchen.

Uns scheint, eine weder nach Handlungsschablonen noch nach Stoffgebieten noch chronologisch vorgehende, sondern in gewisser Hinsicht künstlerisch begründete Einordnung rechtfertige sich am ehesten und tue dem Dichter am wenigsten Gewalt an. Jakob Freys Schaffen bewegt sich eigentlich von Anfang an oder fast von Anfang an in drei Hauptrichtungen, die seinem Künstlerwesen selber entsprechen. Die eine ist jene innige, sinnige – «sinnig» ist ein Wort, das er selber gerne braucht – Darstellungsweise, die Menschenschicksalen, meist bescheidenen, ländlichen, gewissermaßen Schritt für Schritt nachgeht, ohne epische Komplizierung: Lebensstatsachen werden gereiht, gleichsam am scheinbar lockeren, in Wahrheit meist straffen Faden einer einfachen seelischen Entwicklung aufgehängt, die zuweilen von einer moralischen Bemerkung begleitet ist, mit düsterem oder heiterem Ausgang. So entstehen Dorf- oder auch Alpengeschichten, bald mehr im Zeitlosen spielend, wie «Kindersegen» und «Der Alpenwald», bald mit zeitnahen historischen Ereignissen verflochten, wie «Der Statthalter», «Die Tochter vom Oberbühl» oder «Im Lande der Freiheit».

Die zweite Richtung wird vermehrt vom sehr ausgeprägten Kunstverstand Freys bestimmt. Während dieser in den Schöpfungen der ersten Reihe scheinbar ganz hinter dem natürlich sich Ergebenden zurücktritt, spielt er in denen der zweiten eine viel sichtbarere Rolle. Die Ereignisse und die Gestalten sind von Ge-

heimnissen umgeben, die sich erst allmählich, ja bisweilen mit großen, nur zu großen Abständen enthüllen, der besonderen Wirkung zuliebe, und so bildet sich über die Novelle hin (hier möchte man mehr von Novelle als von Erzählung sprechen), genau abgezirkelt, ein Spannungsfeld, das manchmal geradezu der Kriminalerzählung entlehnt scheint. Daß die Geschehnisse hier wuchtiger, phantasieweckender ausfallen müssen, versteht sich, und gerne lehnt sich der Dichter deshalb in dieser Art von Schöpfungen an geschichtliche Vorkommnisse der Heimat an: der Bauernkrieg, die Henzi-Verschwörung, der Übergang Berns, die Helvetik, die Regenerationszeit, die Freischarenzüge, der Sonderbundskrieg, der Neuenburger Handel, um nur die wichtigsten zu nennen, geben Anlaß zu stofflich bewegten, ja teilweise farbenstarken Gemälden des Mittel- und Hintergrundes. «Die Waise von Holligen», «Das erfüllte Versprechen», «Zweierlei Urkunden», «Verbrecher in Gedanken», «Das Schwert-Erbe», doch auch «Aus schlimmen Tagen», «Heimkehr», gehören zu dieser Gruppe, der an Umfang anschnlichsten der drei.

Die dritte Richtung endlich betrifft das Anekdotische im weiten Sinne, für das Jakob Frey eine feine Witterung hat. Auch diesem gibt er gerne ein historisches Gewand und bereichert es mit volkstümlichen Zügen. Ganz vorzügliche Stücke gelingen ihm so, wie etwa «Die Freiämter Deputierten und General Massena» und «Eine Frau statt Epauletten», im nichthistorischen Bereiche «Die feindlichen Dörfer» und «Der ausgezogene Schuß».

Daß die anfänglich vorwiegend düstere Stimmung innerhalb der Erzählungen sich allmählich aufhellt, wie Adolf Frey bemerkt, und in dem Maße fast, als sich der Dichter von der nur ländlichen Umwelt entfernt, denn er sieht das dörfliche Zusammenleben und dessen vielgepriesene ‚Idylle‘ in eher ungünstigem Lichte¹⁰, ist richtig; dennoch handelt es sich im Grunde mehr um

¹⁰ Man lese diesbezüglich etwa die längere, reportageartige Skizze «Ein Verbrechen und dessen Beurteilung» (Illustrierter Volks-Novellist, 1867), wo er versucht, die Beweggründe zu erforschen, die einen Bauernsohn zum Totschläger seines Vaters werden ließen.

einzelne stärkere Lichtblicke, um ein zeitweilig befreites, fast heiteres Lächeln als um einen tieferen Wandel der Seelenstimmung.

Ein Qualitätsurteil ist mit der Zugehörigkeit zur einen oder andern Gruppe, zwischen denen die Grenzen zum Teil übrigens recht beträchtlich schwanken, denn seelisch-künstlerische Nuancen sind immer von einem gewissen Halbdunkel umgeben, natürlich nicht ausgesprochen. Man wird je nach Stimmung oder Geschmack bald der einen, bald der andern den Vorzug geben, mag auch in der ersten, wie schon angedeutet, der Zusammenfall von Gehalt und Form sich in zwei, drei Schöpfungen künstlerisch am reinsten vollziehen; dichterische Werte finden sich in allen.

*

Aus jeder dieser drei Gruppen sei hier kurz ein Beispiel gestreift.

Die erwähnte künstlerische Kongruenz liest sich vielleicht am vollendetsten in der Früherzählung «*Kindersegen*» (1856) ab. Nicht ohne Grund hat Adolf Frey sie an den Anfang des ersten Bandes seiner Auswahl gestellt: sie werde in ihrer Art immer ein «Kabinetstück» bleiben, sagt er, «weil sie mit den bescheidensten Mitteln alles aus dem Gegenstand herausholt und eine tiefe Wirkung erzielt, die ein größerer Umfang nicht steigern könnte» (Schweizer Dichter, 139). Auf anderthalb Dutzend Seiten wird das trauervolle Schicksal kleiner Leute, eines dörflichen Ehepaares erzählt, das langsame Auseinanderleben zweier Menschenwesen, weil es dem einen, dem Manne, an einsichtiger, selbstüberwindender Liebe fehlt.

Der Zimmer-Sepp, ein rüstiger und geschickter Zimmermann, heiratet die hübsche, anstellige und freundliche Regele, die jahrelang in der Stadt gedient, aber mit Karst und Rechen noch gut umzugehen weiß. Von seinen Handwerksburschenwanderungen hat er ein fast ‚herrscheliges‘, ihm wohl anstehendes Wesen heimgebracht, doch auch einen gewissen Hang zu vergnüglichem Leben; die anfängliche Liebe zu seinem Weibe hält jedoch

seine Schoppen-Gewohnheit in vernünftigen Grenzen, und da Regele selber etwas hinzuverdient, klopft die Sorge nicht an ihre Türe. Die Aussicht auf Familienzuwachs aber schon verdüstert etwas in Sepps Charakter, und das entgeht seinem Weibe nicht: «Ach, die Liebe hat, wenn einmal der Zweifel an der glücklichen Binde um ihre Augen gelüftet, ein feines Gefühl und sieht tiefer in die Geheimnisse des Herzens als selbst der Haß, der ausgeht, Flecken und Mängel zu suchen.» Und als Zwillinge, Mädchen, geboren werden, da kehrt Sepp zögernd und schlecht gelaunt von der Arbeit nach Hause zurück. Eine Weile scheint es, als weckten die Kleinen in ihm die Vaterliebe, und Regele lohnt ihm die vermeintliche Wandlung mit verdoppelter Zärtlichkeit. Eines der Kinder aber wird krank und verlangt auch nächtliche Pflege, und unwirsch redet Sepp bald von «Wunderlichkeiten» der Kleinen, und an den Arztkosten errechnet er verlorene vergnügliche Feierabendstunden. Der Wunsch, der Himmel möchte den kleinen Serbling zu sich nehmen, keimt in ihm, und als Regele, auf die Frage, warum sie so spät Licht anzünde, antwortet, es werde ihr immer so bange, wenn sie das Kindlein beim Lichte ansehen müsse, es sehe dabei viel elender und bleicher aus als am Tage, «gerade als käme es aus dem Grabe», da entfährt Sepp das Wort: «Wenn's nur schon dort wär'». Ein tiefer Schrecken bemächtigt sich der jungen Frau, und als das Kind stirbt, da ist ihr, als habe ihr Mann einen göttlichen Segen in Fluch verwandelt. Die anbrechende Frühlingszeit bringt Sepp neue Arbeit, und in Regele löst sich die dumpfe Qual in mildere Trauer, mit doppelter Liebeskraft schließt sich ihr Mutterherz an das Zurückgebliebene an. Da beginnt auch dieses zu kränkeln, und trotz den Bitten seiner Frau, in dieser schweren Zeit in ihrer Nähe zu bleiben, geht Sepp über den Berg zur Arbeit. Am Ende der Woche ereilt ihn dort die Nachricht, daß auch das zweite Kind gestorben. Als er heimkehrt, findet er ein um viele Jahre gealtertes Weib. Mit blutlosen Lippen weist sie seinen Trost von sich, und als die Eltern vom Grabe heimkehren, legt Regele, auf der Kiste sitzend, in der sie als Braut ihre Habseligkeiten herge-

bracht, die Kleider der Kindchen zusammen, und sie will, daß er am Morgen zur Arbeit gehe. Am Abend aber, als er heimkehrt, ist Regele verschwunden; auf einem kleinen Papier findet er, mit mühsamer Hand geschrieben, die Worte: «Lebe wohl, Joseph, ich gehe wieder heim zu meiner alten Herrschaft. Glaube mir, es ist besser so. Ich habe Dich lieb gehabt, und Gott weiß es, ich werde Dich nie vergessen können; aber wo der Segen unschuldiger Kinder an den Eltern verlorenght, da könnten diese nur noch in Sünde beisammen bleiben. Besser ist's auch, Du suchst mich nicht; es würde nichts nützen, wenn Du mich auch zwingen wolltest, wieder zu Dir zu kommen. Noch einmal, lebe wohl, herzlieber Joseph.» – Und Sepp verkauft sein Häuschen, geht wieder auf die Wanderschaft, doch mit unfrohem Gewissen in der Brust. «Er wandert nach vielen Jahren noch heute, verkommen und zerlumpt, öfter fechtend als arbeitend, überall eine widerwillige Last der Zimmermannsherbergen, ruhelos in der Welt umher.»

Das kleine Werklein vereinigt alle Vorzüge auf sich, deren ein tief ergriffenes, menschlich wissendes, doch schaffend Abstand wahrendes Künstlerherz fähig ist.

*

Zur zweiten Gruppe gehört die in der Zeit der aargauischen Klostersaufhebung spielende Novelle «*Zweierlei Urkunden*» (1872, 3. Bd.). In ihr gehen Heimatgefühl und Zeitgeschichte eine außerordentlich feine Bindung ein: die Dorfgeschichte weitet sich zu vaterländischer Verklärung, und das Menschliche stößt auf zu universaler Bedeutung. Dabei sind die epischen Elemente – kriegerische Aufregung, Liebeserwachen, Widerstände, unerwartete Wendung – überaus glücklich miteinander in Beziehung gebracht. Zweifellos ein erzählerischer Glücksfall; man spürt denn auch deutlich eine geheime Schöpferlust durch die Seiten zittern.

Zwar auch hier eine Abwandlung des ‚Schemas‘, doch wiederum, was die Nachteile erheblich mildert, in neuartiger Gestalt:

die Haupthemmung, die sich der Liebe in den Weg stellt, ist hier der konfessionelle Gegensatz, noch erbitterter gemacht durch die Zeitumstände. Dem Lindenmüller, der im Widerstand der Freiämter gegen die Klostersaufhebung eine führende Rolle gespielt und eine Gefängnisstrafe absitzen muß, kann die Neigung seiner Tochter zu einem Andersgläubigen nicht gelegen kommen, zumal dieser als Offizier einer Besatzungstruppe in seinem Hause einquartiert gewesen. Daß der Leutnant Rudolf die Lindenmüllerin und ihre Tochter von einer aufsässigen Bande von Flüchtlingen befreit hat, ist ihm nicht Grund genug, seine Meinung zu ändern. Die Tochter sähe er lieber mit ihrem Vetter vermählt. Franziska aber zieht es vor, den Schleier zu nehmen, wenn sie ihrer Liebe entsagen soll. Da erfährt der Lindenmüller unvermutet, daß zwei seiner Vorfahren Reformierte, der eine sogar ein Freund Zwinglis gewesen: auf der Hinterwand eines kunstvoll geschnitzten Kästchens, in welchem die Ehrenurkunde über den Tod eines Ältervaters in der Schlacht bei Villmergen versorgt ist, findet er diese überraschende Botschaft, zusammen mit einem Bildnis des Reformators. Auch jene Wohler waren um ihres Glaubens willen Verfolgte; der jüngere, Hans Wohler, hat im Kanton Bern, wohin er gezogen, den Namen Berner angenommen – und der Leutnant Rudolf – ein etwas zugespitztes, doch künstlerisch erlaubtes Mittel der Wirkungssteigerung – erweist sich als sein später Nachkomme. Der Lindenmüller, der kein verstockter Mensch ist, setzt daraufhin der Liebe seiner Tochter kein Nein mehr entgegen, denn, sagt er, «wenn die Toten predigen, wird der Lebende sie wohl anhören müssen».

Das Motiv ist mit ein paar Worten erzählt – wie es aber verlebendigt, mitten ins menschliche Herz hineingestellt wird, als wöbe das Leben selbst seine Zustimmung, seinen Jubel hinein: das ist wahrhaft dichterisch empfunden. Und zudem erzählt mit solcher Richtigkeit und solchem Maße des Wortes nur ein hochbegabter Erzähler.

*

Dem Anekdotischen im engeren Sinne verpflichtet ist vor allem die Erzählung «*Die Freiämter Deputierten und General Massena*» (1858, 1. Bd.)¹¹. Die Geschichte von den Freiämter Deputierten gemahnt, obschon stofflich auf völlig eigenen Füßen stehend, lebhaft an Gotthelfs Schnurren aus der Franzosenzeit («Eine alte Geschichte zu neuer Erbauung» und «Ein Bild aus dem Übergang 1798») und bildet auch bei Frey das heitere Gegenstück zu düsteren Gemälden aus jenen historischen Tagen. Berichtet wird, wie die Freiämter, d. h. der Ammann Peterli Wohlrath und der Schulmeister aus Bünzen, wider ihren Willen begleitet vom Holländer-Stöffele, dem Nachtwächterssohn, als Dorfabgesandte beim französischen Obergeneral Massena, der in Bremgarten sein Hauptquartier hat, vorsprechen sollen, um die «Verlegung» der mutmaßlich bevorstehenden Schlacht gegen Russen und Oesterreicher zu ‚erkaufen‘. Mit den zwei mitgebrachten Schinken und den gedörrten Birnenschnitzen geht es freilich nicht; der General verlangt 3000 Kronen als freiwilliges Geschenk, wenn auf den weitem Brückenschlag bei Bünzen verzichtet werden soll. Man versteht sich dazu, und der Peterli Wohlrath wird daheim als ein Held gefeiert, als Massena prompt mit dem Brückenschlag anderwärts beginnt. Hintendrin, als die Gefahr vorüber ist, wird freilich gemunkelt, eine Schlacht bei Bünzen sei überhaupt nie beabsichtigt gewesen ... Die Geschichte hat ein hübsches, die Haupthandlung würzendes Neben- und Nachspiel: einmal entpuppt sich der Holländer-Stöffele, den die zwei ‚Deputierten‘ zunächst barsch abgewiesen und hierauf mit dem Schinken- und Birnenquersack beladen haben, als der Helfer in der Not, indem er vor dem General das gefürchtete Sprecheramt übernimmt (wie Karl Hediger in ähnlicher Lage im «Fähnlein der sieben Aufrechten»); und dann

¹¹ Im weiteren Sinne sind es besonders die entzückenden, einen köstlich pointierenden Zuschuß anekdotischen Elements enthaltenden Novellen «Eine Frau statt Epauletten» (Sonntagsblatt des «Bund», 1874) und «Die feindlichen Dörfer» (Das Schweizerhaus, Ein vaterländisches Taschenbuch auf das Jahr 1873). Man fragt sich, warum sie Adolf Frey nicht in seine Auswahl aufgenommen hat.

nimmt sich der General auch weiterhin des gescheiterten Buben an und ermöglicht ihm die Ausbildung zum ersehnten Arztberufe – als Feldarzt im russischen und sächsischen Feldzuge bekommt er später vollauf Gelegenheit, seinem vor dem General geäußerten Wunsche nachzuleben, das Los verwundeter Soldaten zu erleichtern.

Das alles ist präzis, mit einem Quentchen schmunzelnder Satire erzählt, eine kleine Köstlichkeit besonders die in der Darstellung szenisch aufgelöste Audienz beim Obergeneral.

*

«Der Dichter schläft. Vergessen bleibt er nicht!» rief J. V. Widmann in einem schwungvollen Gedicht an Jakob Freys Bahre aus. Er darf auch unserem späteren Geschlechte nicht vergessen bleiben.

Werner Günther

Der vorliegende Essay über Jakob Frey ist die stark verkürzte, besonders das Grundsätzliche berücksichtigende Fassung einer Studie, die vorgesehen ist für den ersten Band eines Werkes «Dichter der neueren Schweiz».